

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 196. Bromberg, den 30. August. 1934

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(29. Fortsetzung.) ———

Hat er selbst sein Kind dorthin getrieben . . .?

„Nein, nein, nein . . .", sagt eine Stimme in ihm, „die anderen Kinder habe ich auch hart gehalten und sie sind gut geworden. Lina hat nie eine weiche Miene an mir gesehen, und Lina ist fromm und stark und redlich und stolz . . .

Er atmet tief auf, wie erlöst von schwerem Druck — Lina wird kommen, sein liebstes Kind wird kommen . . . Ach, wie jemand auf Urlaub kommt, wird Vater und Mutter wieder sehen nach Jahren der Trennung, wird spüren, wie fremd und klein des Vaters Haus geworden ist, wird wieder gehen, ein eigenes Leben in der fernen Stadt zu führen . . .

Und er wird übrig bleiben mit seiner Frau, Bertha wird ihn eines Tages verlassen, um den Halbspännersohn Albert Schacht in Garssen zu freien. Er ist der Erbe eines kleines Hofes von siebzig Morgen, und seine Eltern haben erst ein Gesicht gezogen, daß er ihnen eine Abbauerntochter ins Haus bringen will . . . Aber Bertha ist das schönste Mädchen in den Dörfern des Kirchspiels, und Schachts Albert hat einen Schädel wie Eichenholz . . . Zudem kriegt das Mädchen einen Kistenwagen, der sich sehen lassen kann, sie ist von rechtlicher Herkunft und sie kann arbeiten wie ihre Schwester Lina, von der noch immer die Rede geht im Dorfe. Was wollen Schachts Vater und Mutter da endlich noch sagen — was will Möllers Vater erwidern, wenn sein Kind Bäuerin werden kann . . . Der eiserne Mann darf Glück und Wohlstand seines Kindes nicht verhindern, um ihr etwa einen Mann auszusuchen, der ihm selber als Nachfolger und Schwiegersohn genehm sein würde . . . Sein Alter wird einsam sein, und seinen Hof werden die Erben verkaufen . . .

Da lief just der Zug ein, und der einsame Mann sprang vom Wagen, eilte zur Sperre. Lina war gekommen.

Er sah das Staunen in ihren Augen, sah, wie das erste Lächeln um ihren Mund schwand:

„Vater . . .", sagte sie, nichts weiter . . .

„Was ist . . .?" fragte er unbewegten Gesichtes.

„Du bist anders geworden, Vater . . ."

„Älter. Ja, man wird älter . . . Steig auf . . ." Er half ihr in den Wagen und das Pferd zog an.

„Älter — o nein, das ist es nicht . . ." Sie wußte es selber nicht, was es war, sie wußte nur, das war nicht mehr der alte eiserne Herr ihrer Kindheit. Gebeugt stand er da, das Herz tat ihr weh . . .

„Müde. Wir haben zuviel geschafft, Frieda ist fort, Paul ist wieder fort . . . Das gibt zuviel Arbeit für einen Mann und zwei Frauensleute. Mutter kann sich auch nicht mehr so quälen wie früher . . . Hüh, Lise!"

Lise läuft Trab, der Wagen rattert auf den Kopfsteinen und macht eine Schande, daß man sein eigenes Wort nicht hört.

Die Felder kommen, sie sind abgeerntet und kahl — aber dahinten winkt die Heide herüber und die Heide hat ihre große Zeit, sie blüht. Sie sendet nur einen schwachen Schimmer ihrer trunkenen Herrlichkeit herüber, sie ist fern, die Felder liegen zwischen ihr und der Straße, darauf der Wagen mit Vater und Tochter dem Dorfe zustrebt. Sie liegt wie ein Saum der Verheißung am Rande des Blicks, das Mädchen grüßt wieder das Land seiner Kindheit . . .

Auf dieser Fahrt erfuhr die Tochter von manchem, was sie bewegte. Sie selbst sagte nicht, warum sie jetzt ins Dorf kam, der Brief, den sie von Cordes Vater erhalten hatte, ruhte in ihrem schweigenden Herzen — sie war eben endlich einmal auf Urlaub gekommen. Aber sie fragte nach diesem und jenem, nach dem Neuen, was es wohl gäbe im Dorf. Und dieses war das Neueste:

Der Cordeshof war unter den Hammer gekommen — jawohl . . . Zuerst hatte der alte Trompeter die Scheune angezündet, im Herbst, das wußte Lina ja schon. Dann hatte Cordes Ferdinand neu gebaut, ein großartiges Etablissement für Sommergäste eingerichtet, und Bollmoors Frau hatte ihm das Geld dazu als Hypothek gegeben . . . Das hatte er riskiert, weil er eine fette Heirat in Aussicht hatte, ein Mädchen mit Hof und zehntausend Talern Mitgift — die hatte er in sicherer Aussicht gehabt, jawohl, aber er hatte auch ein Mädchen mit Kind, Köters Erna aus der Schafheide hatte ein Kind gekriegt, es war gewiß, daß sie es selber gekriegt hatte und es war gewiß, daß Cordes Ferdinand ihr für das Kind zweitausend Taler Abfindung bezahlt hatte . . . Das hatte der reichen Braut nicht gepaßt, sie hatte ihm die Verlobung aufgesagt, und das war böse, denn nun hatte er schon fünfunddreißigtausend Mark Schulden auf dem Hofe . . . Nun saß er da, mit seinem Etablissement und seiner Tanzdiele und seiner elektrischen Melkanlage und ohne die Mitgift, hehehe . . .

Der Alte sprach hart und ohne Teilnahme an diesem Schicksal zu zeigen, ohne die mindeste Rücksicht darauf, daß sein Kind in den Armen jenes Menschen gelegen, daß sie um seinetwillen den Cordeshof hatte verlassen müssen. Sie hörte regungslos zu, die großen dunklen Augen lagen aufmerksam auf dem Gesicht des Vaters, als suche sie hinter den starren Mienen des Erzählers die letzten Gründe des Erzählten. Auch sie zeigte keine Bewegung.

Ja, ja, fünfunddreißigtausend Mark Schulden, das war kein Pappenstiel, da hätte der junge Bauer schon sein Lebelang rackern müssen für die Zinsen. Aber dann war das Bohren angegangen und das hatte ihm den Hals gebrochen. Zuerst hatte er wochenlang vergeblich nach Wasser gebohrt, das wollte nicht kommen — aber dann war Petroleum gekommen, nicht viel, nein, nur ein bißchen, aber doch genug, ihn um den halben Verstand zu bringen . . . Bollmoors Frau hatte ihm noch einmal fünfzehntausend Mark gegeben, die hatte er in die Erde gebohrt . . . Öl war keines gekommen, aber der Bauer hatte bald seinen ganzen Verstand verbohrt — viel hatte er ja wohl ohnehin nicht gehabt . . .

Er gab seiner Tochter die Zügel und füllte umständlich seinen Pfeifenkopf mit grobem Rippentabak. Lina antwortete nicht, sie hielt die Zügel von nun an in Händen, und der Alte ließ es geschehen . . . Er war wohl wirklich etwas müde . . .

Na ja . . . Cordes Vater hatte sich darüber zu Tode gegrämt, und der Sohn hatte nicht einmal gemerkt, wie er der alten Hexe ins Garn lief. Er hatte an nichts als an das Bohren gedacht, hatte die Hypothekenzinsen nicht bezahlt — die Hexe hatte mühelos die Schlinge zuziehen können, was ohne das Öl vielleicht noch ein paar Jährchen länger gedauert hätte . . . So aber konnte sie den Hof zur sofortigen Zwangsvollstreckung bringen lassen, sie selbst hatte das Anwesen erstanden, es hatte sich niemand gefunden, der gewillt und in der Lage gewesen wäre, ihr eine Hypothek von fünfzigtausend Mark bar auszuzahlen.

Julia Vollmoor hatte den Cordeshof billig bekommen, sie hatte ihn ihrer Tochter verschrieben, die am ersten September schon mit ihrem Mann den Besitz antreten sollte. Bis dahin durfte der bisherige Bauer noch als Tagelöhner auf seinem Hof arbeiten, dann mußte er fort. Vollmoors Frau wollte ihn nicht einmal als Knecht unter dem eigenen Bruder dulden.

Sie schwiegen nun beide, schweigend erreichten sie das Dorf, sahen von weitem schon die Verwüstungen des Grasgartens neben Cordes Hofe. Die Bohrtürme waren schon fortgenommen, aber die Löcher waren noch da, waren wie furchtbare Wunden in den Rasen gerissen, bis in das angrenzende Kornfeld hinein hatte der Meißel sich gefressen . . . Zerstörung ringsum, hoffnungslos gähnende Öde . . .

Neben diesen Spuren verzweifelten Suchens stand kalt und gelassen, wie eine gemauerte Anklage, das neue prächtige Anwesen . . . Lina blickte fort: sie hatte über der Haustür ein Sinnbild des Sieges gesehen, erschreckend in seiner gefälligen Sanftheit . . . Eine große, bunte Girlande hing da und in ihrer Mitte grüßte ein Schild mit der Aufschrift:

„Herzlich Willkommen!"

Das alte Haus erstand vor ihrem Auge, sie sah den Frühlingsmorgen, an dem ihr Vater sie durch den Birkenhain ins Cordeshaus geführt, an dem Cordes Mutter sie wie eine Tochter begrüßt, der Vater sie freundlich willkommen geheißen, der Sohn seine lachenden Augen zum ersten Mal auf sie gerichtet hatte . . . Das sah sie vor sich, als jener Willkomensgruß so bunt und grell herüberwinkte bei diesem ihrem Einzug in Kleindahle.

Sie blickte fort. Sie sah nicht, wie hinten im Garten ein Mann sich jetzt aufrichtete, der bis dahin abgewendet und tief gebeugt mit der Schaufel in den Händen beschäftigt gewesen war, die rings um ein großes Bohrloch aufgeschütteten Erdmassen mühsam hinunterzuwerfen in die aufgewühlte Tiefe der Erde. Er hatte das eine der Löcher beinahe gefüllt, die Erde war leidlich geebnet an diesem Ort der Zerstörung, er hatte mit der Schaufel den Boden festgeklopft, war dann niedergekniet und hatte ein übriges getan, hatte mit beiden breiten Händen die frische Narbe geglättet. Nun richtete er sich auf und wandte sich langsam zur Straße, weil er das Rasseln eines Wagens vernahm. Er sah den Wagen des Eisernen Möller, sah den Vater und sah die Tochter, sah Lina . . . Er wollte erst nicht glauben, daß sie es wäre, es konnte ja Bertha sein, die Lina am ähnlichsten war von den Schwestern, aber als sie den Kopf jetzt zum Vater hinwandte, erkannte er sie genau — denn so bewegte nur Lina den Nacken . . .

Lina — was wollte Lina im Dorfe? — Der Knecht, der auf dem neuen Hofe der Witwe Julia Vollmoor Aufräumungsarbeiten tat, konnte nicht begreifen, warum die jüngste Tochter des Abbauern Möller nach Kleindahle gekommen war. Vielleicht stand ihre Heirat bevor, und sie wollte mit dem Vater über die Abfindung verhandeln, über den Kistenwagen, der ihr zustand und auf den sie gewiß nicht würde verzichten wollen, wenngleich sie selber schon einen Haufen Geld erübrigt und einen Mann mit eigenem Geschäft und Auto in Aussicht hatte . . .

Aber der Knecht hatte keine Zeit, lange nachzudenken. Der Bauer nämlich wollte am Abend kommen und Nachschau halten, wieviel er den Tag über geschafft hätte. Er wandte sich also wieder seiner Arbeit zu, griff zur Schippe und begann einen anderen Erdhaufen abzutragen, der wie ein wüster Wall um das nächste gierig klaffende Bohrloch getürmt lag.

Der Knecht arbeitete jetzt ungestüm, als ob er mit jeder Schaufel ein neues Teil Schuld in die gähnende Tiefe werfen wollte. Aber das Loch war unersättlich und der Haufen wollte schier gar nicht kleiner werden. Es war am frühen Nachmittag, als er Lina gesehen hatte — und am Abend stand er immer noch da und warf Schaufel um Schaufel der Erde in die Tiefe. Sein Rücken beugte sich tief, immer wieder, und er zögerte keinmal, wieder hinabzugehen, wenn er sich eben erhoben hatte.

Er arbeitete nicht gern — wie hätte er gern solche Arbeit tun können, er arbeitete wohl nur, weil er mußte, weil der Bauer es ihm befohlen hatte, und weil er dadurch am ehesten noch die schreckliche Leere ausfüllen konnte, die in ihm an Stelle von Seele und Hoffnung gähnte — schlimmer noch als die Löcher, die er selbst in die Erde gerissen hatte. Wenn er arbeitete, waren die unbarmherzigen Gedanken nicht so zudringlich wie sonst. Wenn er arbeitete, hörte er die Mutter nicht schluchzen, sah er nicht ihre Tränen, die wie Feuer in seinem Herzen brannten.

„Was willst du denn?" hatte er ihr einmal gesagt, „du hast es ja gut, dein zweiter Sohn ist hier jetzt Bauer, er gibt dir dein Altenteil genau so wie ich es dir gegeben hätte. Für dich hat sich gar nichts geändert."

„Nichts geändert . . .? Nein, nur, daß dein Vater davongegangen ist, weil er jeden Tag die Hölle vor seinem Fenster gesehen hat. Sonst hat sich nichts geändert, nur, daß mein erster Sohn als Knecht gehen muß, wenn ihn noch ein Bauer nimmt . . ."

Dann war er hinausgegangen, weil er ihr keinen Trost geben konnte, so ganz ohne Trost und Rat wie er selber war. Es gab dann nichts als Arbeit — so wie er sie heute vor sich gebracht hatte, an dem Tage, da Lina kam . . .

Am Abend kam der Bauer mit seiner jungen Frau auf den Hof. Sie nahmen ihr schönes neues Haus nochmals in Augenschein, denn übermorgen würden sie Einzug halten. Vollmoors Frau hatte schon die Möbel ins Haus schaffen lassen — jetzt, wo das Paar fortging aus ihrem gastlichen Hause, hatte sie der Tochter eine Aussteuer gekauft, die sich wahrlich sehen lassen konnte. Sie war aus der Stadt gebracht worden, auf Lastautos — es war schon kein „Kistenwagen" mehr, der die Habe der neuen Bäuerin einbrachte.

Die Einrichtung der Fremdenzimmer sollte im nächsten Jahr vorgenommen werden. Für dieses Jahr war es zu spät, mit dem Pensionsgeschäft zu beginnen. Auch war der Garten noch verwüstet und ungastlich genug, und gerade er sollte zu einem lauschigen Aufenthalt für die Sommergäste umgewandelt werden. Außerdem gab es noch einen Grund, der fürs erste den Zustrom der Fremden verbot: die junge Frau hatte genug mit sich selber zu tun, sie war hoffenden Leibes, war träge und schwerfällig geworden, und die Niederkunft wurde zum Herbst erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Das physiologische Jahr.

Der Greis lebt viermal so schnell wie das Kind.

Von Christian Urhammer-Hamburg.

Professor du Nouy vom Pasteur-Institut in Paris ist der Entdecker des physiologischen Jahres. Danach kann ein Mensch durchaus älter sein, als er nach seinen Kalenderjahren zählt, aber auch jünger. Wissen wir nun überhaupt, wie alt wir sind? Haben wir Hoffnung, jünger zu sein, als unsere gewöhnlichen Jahre es anzeigen? Soviel ist uns ja allen bekannt, daß ein Mensch älter oder jünger aussehen kann, als er ist. Und da haben wir's: Er ist dann in Wirklichkeit auch älter oder jünger; sein Aussehen drückt seine physiologischen Jahre aus, und die bemessen sein tatsächliches Alter, nämlich das Alter der Zellengewebe seines Organismus.

Man kann die Dauer und die Ablaufsgeschwindigkeit des Lebens bei einigen Kaltblütern verändern, das hat schon Jacques Loeb an Mücken nachgewiesen. Hier war die äußere Temperatur ausschlaggebend für den Energieverbrauch und damit für die Lebensdauer. Das Leben der Mücken betrug 20 Tage bis 6 Monate, je nach den Wärme-

verhältnissen. Welcher Unterschied! Eine Herabsetzung der Temperatur um 10 Grad brachte jeweils eine Verdoppelung der Lebenszeit des Insekts.

Carrel hat dann gezeigt, daß ganze Kolonien von Zellen in voller Fortpflanzungstätigkeit abgetrennt sind, sie erfahren weder Alter noch Tod. Es ist bei diesen Experimenten nur eines erforderlich: Man muß die erzeugten Giftstoffe entfernen, und die Zellenkulturen entwickeln sich gleichmäßig weiter. Ihr Alter überschreitet also die normale Lebensdauer des Tierorganismus, dem sie entnommen wurden. Und daraus folgt: Die Alterserscheinungen rühren bei den Organismen von der Anhäufung von Giften her.

Nun ging Carrel dazu über, auf Grund dieser Feststellungen die Gewebekulturen auf ihr Wachstum hin zu beobachten. So gelang es ihm, das Älterwerden eines Organismus regelrecht zu messen. Wenn kleine Teile eines lebenden Gewebes einem Tiere entnommen und in eine fremde Umgebung verpflanzt werden, die vollkommen frei von Nährstoffen ist, so zeigen sie dennoch Wachstumstätigkeit (also eine automatische). Man kann die Dauer und die Geschwindigkeit dieser Erscheinung nachmessen. Im Zellengewebe sind also Wachstumsenergien zurückgeblieben. Beim Embryo ist diese Energie noch erheblich größer als beim neugeborenen Kind. Während der Jugend und der folgenden Reifezeit nimmt die Wachstumstätigkeit des Gewebes weiter ständig ab. Im fortgeschrittenen Alter kann man das Wachstum dann nicht mehr verfolgen. Das zunehmende Schwinden der Wachstumsenergie verrät entsprechend laufende Veränderungen der Gewebefunktionen und der Beschaffenheit des Plasmas. Wir wissen ja, daß die Altersphysiognomie ein eingefallenes, loses und pampiges Gewebe zeigt.

Auf die Carrelsche Methode baute Professor Nouy auf, als er der Heilung von Wunden seine Aufmerksamkeit schenkte. An der Front begannen diese Experimente. Wenn man haargenau auf einem Blatt sterilen Zellophanpapiers einen Abdruck der Wunde macht, kann man die damit festgehaltene Ausdehnung der Wunde in Quadratzentimetern berechnen und den Fortschritt der Heilung von Tag zu Tag eintragen. Es zeigt sich, daß die auf den Tag entfallende geheilte Fläche nicht gleichbleibend ist, sondern sich in dem Maße verringert, wie die Wunde kleiner wurde. Die Heilkraft des Gewebes läßt in gleichmäßigem Tempo nach. Man kann sich denken, wie sehr man sich bemühte, das mathematische Gesetz der Heilung zu finden. So wäre es möglich im voraus den Zeitpunkt der Heilung zu berechnen.

Wie man feststellte, beeinflußt das Alter eines Menschen (oder eines Tieres) die Kurve der Heilung. Wenn das Alter des Verwundeten und die Ausdehnung seiner Wunde gegeneinander abgewogen wurden, konnte man den Zeitpunkt der Heilung vorhersagen. Diese Formel ergab den sogenannten „Heilungsindex". Der Heilungsindex ist (genau wie der Carrelsche Wachstumsindex) zu Beginn des Lebens von beträchtlicher Größe, vermindert sich dann zunächst schnell, nachher langsam, um mit der Geschlechtsreife geringer und bei Beginn des Alters ganz gering zu werden. Aus dem Heilungs- und Wachstumsgesetz des Gewebes nun ergibt sich das physiologische Alter eines Organismus.

Was vollbringt eine Wunde, die heilt, für eine Leistung? Sie führt doch gewiß eine Arbeit aus. Sie schließt nämlich eine Lücke im Organismus. Und dieser Vorgang nimmt mit dem zunehmenden Alter ab, nimmt also eine verschieden lange astronomische Zeit in Anspruch. Das kommt eben daher, daß die physische Aktivität von der Kindheit bis zum reifen Alter ständig im Abgleiten begriffen ist. Wenn bei einem gesunden Jüngling eine Wunde von 10 Quadratzentimetern in 10 Tagen heilt, so braucht sie bei einem Menschen von 30 Jahren bereits 13 Tage, bei 40 Jahren 18 Tage, bei 50 Jahren 25 Tage und bei 60 Jahren 32 Tage. Bei einem Kind von 10 Jahren sind nur etwa 6½ Tage erforderlich. Bei verschiedenem Alter sind also ganz verschiedene Zeiten nötig, um die gleiche physiologische Arbeit zu verrichten.

Nun kann man diese Heilarbeit als Maßstab dafür verwenden, die astronomische Zeit in Einheiten physiologischer Zeit auszudrücken. In astronomischer Zeit ausgerechnet, brauchen wir mit 50 Jahren viermal soviel Zeit wie mit 10 Jahren, um die Einheit der physiologischen Arbeit einer Heilung zu leisten. Das alles geht etwa so vor sich, als wenn die astronomische Zeit für einen Menschen von 50 Jahren viermal so schnell verliefe wie für ein Kind. Vom Standpunkt der inneren Aktivität betrachtet, erlebt das Kind in einem einzigen astronomischen Jahr sehr viel mehr als der Greis. Und das Leben bestätigt uns das täglich. Physiologisch ist das Jahr des Kindes viel länger als das seiner Eltern. Junge und alte Menschen, auf gleichem Raum vereint, leben also in getrennten Lebensbereichen, in denen Wert und Maß der Zeit sehr verschiedene sind. Das Kind wird daher ein Lebensjahr auch viel länger empfinden als der Erwachsene. Dem Kind vergeht die Zeit nicht so schnell. Je älter wir werden, desto schneller läuft uns die Zeit davon — desto langsamer werden wir Ein Jahr bleibt nie ein Jahr.

Dreschen.

Skizze von **Ernst Nacken-Bielefeld.**

Dreschmaschine? O ja. Gut und schön. Hat ihren Wert. Ohne Frage. Aber im Westfälischen und in anderen deutschen Gauen drischt man vielfach noch mit der Hand. Das ist so auch auf den kleineren Höfen im Ravensbergerland am Teutoburgerwald.

„Klipp,klapp-klapp!" So klang mir in strengen Triolen der Dreschtakt aus einer Tenne entgegen, als ich an Meinerts Hof herankam. Ich hatte als Viehdoktor in der Nähe zu tun und wollte nun meinem alten Freunde, dem Meinerts Henrich, einen Besuch abstatten. Ich drückte die schwere Dälentür um Mannesbreite auf und schlüpfte schnell durch. Denn das Tor muß geschlossen bleiben, wo gedroschen wird, damit kein Korn hinausspringt. Der Bauer, die Magd und der Kleinknecht waren bei der Arbeit. Erster Roggenfrühdrusch! Ich steckte meine Pfeife, die ich draußen schon ausgeklopft hatte, in die Tasche. „Heil Hitler!"

Dreifach scholl der Gruß zurück, aber ein Aufhalten gab's nicht. Hei, wie die Flegel tanzten, schwangen, kreisten und dann niedersausten auf die ausgebreiteten Garben! Und immer weiter „Klipp,klapp-klapp!"

„Möget Ihr mittun, Herr Doktor?" fragte der Alte, freundlich in seine Bartfräse grinsend.

„Jau, jau, Meinert!" schrie ich zurück. Den Rock vom Leibe reißen, in die Hände spucken und den in der Ecke stehenden Dreschflegel ergreifen, war eins. Aus dem Dreitakt wurde ein Viertakt „Klipp,klapp-klipp-klapp"

Der Bauer schmunzelte, als ich neben ihn trat und den Flegel kunstgerecht hob, den Schwengel in seinen Riemen kreisen ließ und mit wuchtigem Schlage die Garben prügelte, daß die Körner hüpften wie aufgescheuchte Flöhe.

Rüstig ging das nun fort. Zu zwei auf zwei gegenüber. Schob der Bauer nach rechts — wir folgten, schob er nach links — wir folgten. Und so immer hin und her

Der Bauer rief mir etwas zu, das ich im Getöse beinahe nicht verstehen konnte, aber dann hatte ich's erfaßt: „Mehrst können die Akedemikers nicht dreschen, aber Ihr könnt's!" Ich wußte, daß ich's konnte, hatte ich doch schon als Knabe auf dem elterlichen Hofe das Handwerk des Landmannes kennen gelernt.

Ab und an wurde ein weiteres Wort gewechselt. Im ganzen ist der westfälische Bauer stur und wortkarg. Aber dieser Drusch, gleichsam die Erfüllung banger Hoffnungen, der Lohn harter Vorarbeiten, machte ihn frohsinnig, sogar vergnügt, sogar etwas übermütig.

Der balsamische Duft der frischen Getreides durchschwängerte die staubige Luft der Däle. Ich rief dem Meinert zu: „Das ist nun schon der zweite Drusch im Neuen Reich!"

„So ist's, Herr Doktor, jau!"

Alle Hauptworte und Betonungen fielen im Takt auf einen Niederschlag.

„Den Bruderzank, den woll'n wir auch verdreschen!" schrie ich, damit es auch die Magd und der Knecht hörten.

„Und Haß und Neid, feste zu!"

„Und all die Hetzer und die Stänker, die Euch das Land verasen!"

„Jawoll, Herr Doktor, die erst recht. Und denn die Schiebers und die Wucherer!"

„Jau, Meinert, jau. Und all die Lügenlümmels und das Diebesgesindel"
„Miesmachers und so'n Düwelstüg."
„Die fremde Brut"
„Und Falschheit und die Heuchelei!"
„Und — Meinert — all, was schlecht ist und gemein, das dreschen wir."
„Das dreschen wir, jawoll, ist'n Wort."
„Und Vaterlandsverrat und Eigennutz!"
So hin und her. Das dröhnte, das ballerte und dölmerte. Der Staub wirbelte empor und entwich verstört durch die offenen Luken. Indessen sprang das Korn, die edle Frucht, aus den Hüllen und bedeckte schon in dicker Schicht den harten Tennenboden.

Endlich hielt der Bauer ein. „So", sagte er, indem er mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn wischte, „nun wollen wir Mittag machen. Lina und Erwin, ihr räumt erst auf. Gut ausbracken, hört ihr? Und nun Herr Dokter, kommen Sie man 'n büschen mit in die Stube. Meine Frau hat noch was übrig für Sie." Er bückte sich und nahm eine Hand voll Körner unter die Augen.

„Schönes Korn", sagte ich.

Die versonnenen Augen des Bauern schauten umher, „Allerlei ist da schon drin", meinte er fast träumerisch.

Ich verstand ihn. „Ja", sagte ich, „viel Arbeit und Schweiß, Düngung, Pflügen, Säen . . ."

„Und Gottes Segen", kam's aus der Tiefe des bäuerlichen Herzens. Damit wandte er sich um und ging.

„Aber herausgeklopft haben wir auch manche Klette und Karde —"

„Manchen Schorf und Dreck!" Pfiffige Äuglein konnte der Bauer dabei machen. „Wollen hoffen, daß es geholfen hat", meinte er, behaglich grunzend. „Sodann", fuhr er fort, „ist es gut, daß Ihr gekommen seid. Nämlich von wegen der Kuh, der Blesse, die hat was am Hals. Aber da geh'n wir nachher hin. Anna", rief er seiner Frau zu, die in der Dönse am scharwerken war, „stell' man n' Teller mehr auf für den Dokter, er hat sein Essen verdient bei's Dreschen!"

„Da nicht für", wehrte ich in landläufiger Weise ab. „Von wegen der Kuh", so fuhr ich fort, „die wollen wir schon kurieren, aber nicht mit Dreschen."

„Nee!" lachte der Bauer aufgeräumt. „Das hilft da nicht. Mehrst bei Menschen, da hilft das mannigmal."

Sensationen vor 25 Jahren.

Von Dr. Adolf Schwarz-Zeitz.

Die Weltgeschichte hat seit 1914 dafür gesorgt, daß wir nicht allzuviel beschauliche Stunden hatten. Wir können fast nicht mehr in jene Vorkriegsjahre zurückdenken, als die Zeitungen noch nicht täglich in großer Aufmachung ihre Sensationen hatten, sondern brav und bieder Meldung an Meldung reihten, als das Privatleben noch so eine gewichtige Rolle spielte. Trotzdem wäre es falsch, zu meinen, damals sei nichts „los" gewesen. Man muß nur einmal in jene vergilbten Zeitungsblätter schauen!

Machen wir die Stichprobe im Jahrgang 1909. Das ist erst ein viertel Jahrhundert her, da bewarb sich der heute noch lebende deutsche Flieger Grade (wer kennt ihn noch?) um den Lanz-Preis der Lüfte", der nicht weniger als 40 000 Mark demjenigen in Aussicht stellte, der imstande sei, zwei Kilometer und eine Acht mit einer deutschen Flugmaschine zu fliegen. Ein Kinderspiel heute, aber damals eine preisgekrönte Aufgabe! Der bekannte Amerikaner Orville Wright führte damals in Berlin die ersten Flüge aus und fand dabei höchstes Interesse.

Der „Zeppelin (Z. 3) wagte die erste Fahrt von Friedrichshafen nach Berlin. Auf der Hinfahrt hatte er nicht weniger als drei Propeller- und Motorschäden, mußte zweimal schon bis Nürnberg notlanden, ein drittesmal bei Bitterfeld, die höchste Geschwindigkeit betrug 54 Stundenkilometer. Und auf der Rückfahrt mußte er bei Wittenberg wegen erneuten Propellerschadens gar zwei Tage liegen bleiben und brauchte dann bis Friedrichshafen fast 23 Stunden Fahrzeit!

Das sind für uns heute fast unbegreifliche Kinderkrankheiten, doch die Menschen jener Tage hielten durch. In Berlin gab es eine Flugwoche mit Blériot und anderen Vätern der Fliegerei, in Frankfurt die „Ila" (Internationale Luftfahrtausstellung), in Amerika dachte man an einen Flug nach dem Nordpol. In Deutschland bauten neben Zeppelin Grosse, Parseval, Schütte-Lanz Luftschiffe, und man verlor die Zuversicht auch nicht, als in Frankreich und in Amerika je ein Luftschiff verbrannte. Man ließ nicht locker.

Nicht minder wagemutig ging man an die Lösung der Polargeheimnisse. War im Februar 1909 der englische Leutnant Shackleton bis auf 180 Kilometer an den Südpol herangekommen, so meldeten im Herbst der deutschblütige Amerikaner Cook und sein Landsmann Peary die Erreichung des Nordpols. Der eine wollte im April 1908, der andere ein Jahr darauf die amerikanische Flagge gehißt haben. Fast auf den gleichen Tag verkündeten beide dies der Welt, weil der eine sich schon die Funkentelegraphie zu Nutzen machen konnte, der andere hingegen erst neun Monate durch Schnee und Eis zurück mußte. Als selbstbewußter Amerikaner telegraphierte Peary an den damaligen Präsidenten Taft: „Ich stelle Ihnen hiermit den Nordpol zur Verfügung!" Die Antwort lautete witzig und eindeutig: „Ich weiß wirklich nicht, was ich damit anfangen soll!" In Amerika begann nun ein wüster Kampf um die beiden Männer. Cook heimste in Europa allerlei höchste Ehren ein, und durch Wochen hatten die Zeitungen eine interessante Sonderspalte: „Der Kampf um den Nordpol", in der allerlei ergötzliche Eifersüchteleien zwischen den beiden Polfahrern gemeldet werden konnten. Die Wissenschaft meint heute, Cooks Nordpolfahrt müsse man in ihrem Erfolg stark anzweifeln; Peary sei wahrscheinlich in der Nähe des Nordpols gewesen. Doch die Amerikaner hatten in jenen Wochen einen neuen Nervenkitzel, wobei vor allem Peary die ärgsten Verunglimpfungen gegen seinen Konkurrenten vorbrachte. Aber gelohnt hat sich's wohl für beide.

Zum Schluß ein kleines „Satyrspiel" aus jenem Jahre 1909. Bülow war über die Reichsfinanzreform gestolpert, und Bethmann-Hollweg trat das Reichskanzler-Amt an. In Jena feierte man nicht mit Unrecht den Abschied „von den guten, alten Zeiten", denn in dem „Steuerbukett" waren u. a. Bier und Tabak, Kaffee und Zündholz zum ersten Male gründlich bedacht. Beim Streichholz bemühte man sich mit allerlei Mutterwitz zu trösten, und das Feuerzeug wurde sozusagen geboren. Beim Bier aber verstand man keinen Spaß. Wochenlang gab es wieder eine interessante Zeitungsspalte „Vom Bierkrieg", in der von hochtönenden Bier-Boykotts aus allen Städten, von Gastwirts- und Brauereientschließungen berichtet wurde. Schließlich aber hat man sich hineingefunden und später in noch viel mehr. Und diese Beispiele zeigen, es war auch schon vor 25 Jahren etwas „los".



Bunte Chronik



Erst die Weinprobe!

Eine eigenartige Bestimmung findet sich in dem Recht unserer Nachbarn jenseits des Rheins, ist aber auch dort anscheinend so wenig bekannt, daß sie kürzlich Anlaß zu einem erbitterten Rechtsstreit gab. Ein Pariser Geschäftsmann hatte mit einem Weinhändler einen Vertrag über Lieferung eines größeren Postens Burgunder geschlossen. Man war über den Preis einig geworden, der Kunde hatte auch den üblichen Bestellschein unterschrieben, änderte indessen plötzlich seine Meinung und erklärte in einem Einschreibebriefe, er habe sich die Sache anders überlegt und trete vom Vertrage zurück. Der Händler antwortete umgehend mit einem Hinweis auf Artikel 1583 des Code Civil, wonach ein Vertrag Gültigkeit erlangt, sobald die Parteien über Gegenstand und Preis einig geworden sind. In der Verhandlung stellte es sich indessen heraus, daß der gesetzeskundige Weinhändler seinen Code Civil nicht genau genug studiert hatte. Wie man ihm eröffnete, würde er dann gefunden haben, daß gemäß Artikel 1587 besagten Buches ein Kaufvertrag über Wein, Öl und einige andere Stoffe erst dann in Kraft tritt, wenn der Käufer die Ware zuvor gekostet und sich mit ihrer Beschaffenheit einverstanden erklärt hat. Da dies zweifellos in diesem Falle nicht geschehen war, wurde der Kläger abgewiesen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.